

Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernbard.

(32. Fortsetzung und Schluß.)

„Das Mittelstüben allein hält“ es bei Will Cotta's Wahl einer Gattin niemals gethan! unterbricht er sie mit einem halben Lächeln. Gleich darauf wird er sehr ernst. „Sieh, ich weiß, ich hab' viele Fehler — ob ich sie deshalb abgeben können, weil ich sie zugefährte, das kann ich nicht sagen — ich mag nichts versprechen, was ich vielleicht nicht halten könnte! Mein Lebtage bin ich ein trauriger Egoist gewesen, blindwützig vor Heftigkeit und rücksichtslos und selbstherrlich — o, wir sind sicher noch nicht zu Ende mit dem Sündenregister! Eines aber hab' ich nie gekannt, weder als Kind, noch als Jüngling, noch als Mann: zu einer offenbaren Lüge hab' ich mich nie ... und glaubst du, ich könnte hier zu dir, angelehnt an diese Gräber, ein unehrliches Wort reden?“

Sie verneinte stumm.

„Nun also! Das, was du soeben von Gewissen und von Mitleid sagtest, ist zum Teil wahr gewesen — hättest du mir nicht persönlich wohlgefallen, hättest du nicht in deinem anmutigen, keuschen, strebsamen, strebsamen Geist, das seine und reiche Seelen geahnt — ich würde nicht um dich geworben haben! Bemerktst du — ich sag' es dir ehrlich: ich habe deinen inneren Reichtum geahnt — nicht gekannt! Du gefielst mir — ich wußte, du warst mir gut — es war mir ein lieber Gedanke, das Abbild meiner armen Hildegard immer um mich zu haben — so fand wir zusammengekommen. Wie du dann zu deinem Pfleger gegangen bist ... ich kann dir's nicht schildern, Mausi, wie ich dich da entbehrt habe, wie es mir übe und einsam gewesen ist und unendlich ohne dich. Nicht die Arbeit hat mich gestützt, nicht die Kunst, das Studium, die Freunde — ich hab' dich entbehrt täglich und stündlich, es ist eine Unruhe gewesen in mir, die beständig wuchs und wuchs — aber reden zu dir mocht' ich darüber nicht, denn nie war ich doch mit dir allein, wenn ich dich sah! Immer war dein Pfleger da — und außerdem — außerdem hab' ich mich geschämt; ich hab' dem Ding keinen rechten Namen geben können, ich fühlte nur: es geht so nicht länger! Du mußt deine Mausi wieder haben, du brauchst sie wie deine rechte Hand, wie dein Augenlicht! Und als ich erfuhr, daß du fort warst, ganz fort, und ich dachte, ich hätte dich verloren —“

Cotta sprach nicht weiter. Er sah sie in beide Arme und preßte sie an sich, fester, immer fester, als ob er sie auf's neue zu verlieren fürchtete.

„Willst du?“

Sie weiß es, was er ihr jetzt sagen wird, sie sieht es ihm an den Augen an, fühlt es am raschen, starken Schlag seines Herzes! Aber doch will sie es hören, das eine schöne, tödliche Gefährdung, so selbstverständlich bei der Werbung des Liebenden um die Braut — und ihr noch bisher schuldig geblieben vom Schicksal! Sie sieht durch Thränen zu ihm auf, und ihre Augen bitten ihn. Da thut er ihr den Willen, er sagt die Worte, die Will Cotta schon oft in seinem Leben gesprochen, aber noch nie so wie heute, wie jetzt, da sie seinem Weibe gelten: „Ich liebe dich!“

„So wie Hildegard?“

„Ein Bild steigt zu dem Grabe herüber, das die Tafel mit ihrem Namen trägt. Mit einem leisen Lächeln schüttelt er den Kopf.“

„Ganz anders, Kind! Meine dreißigjährige Jahre — die kommen mir nicht wieder, und nicht meine goldene Unverfahrenheit, mein jugendliches Feuer. Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit — sie zählen doppelt, sie sind Kriegsjahre im Leben eines Künstlers, der die Welt durchstreift hat nach allen Richtungen. Aber's ist darum doch kein Stückwerk, Hanna, was ich dir biete: Du hast den ganzen Menschen — alles, was ich bin und habe, das ist dein, das verlangt nach dir, sehnt sich nach deinem lieben, holden, klugen Ich ... genug geredet! Sieh mir ins Gesicht, und dann sag' mir, wo jetzt noch Mitleid und brüderliches Wohlgefallen für dich ist!“

„Sehen Sie, sehen Sie, wie ich recht gehabt hab'! Da geht sie vorbei am Arm von dem großen Herrn, der hier vor 'ner Weil' hergekommen ist. Du stimmst Sie mir doch wohl bei, daß das 'ne junge Frau ist!“

„Kann ja auch 'ne Braut sein!“

„I wo — kein Gedanke! Haben Sie denn nicht bemerkt, Majestätin, wie der sie angesehen hat, den, wie er hier ganz nahe bei mir vorbeiging? So verliebt ... aber auch so verliebt ... nein, nein, solche Augen machen die Brautjungfrauen nicht, die machen bloß die Chämänner, wenn sie noch ganz

hin sind von ihre junge Frauen! Und bei dieser Lohnt sich das auch — das ist was Rares, sag' ich Ihnen!“

Maximilian Rode an Baumeister Richard Cotta.

Rom, den 28. Februar 1899.

„Mein lieber Cotta!“

Heute komme ich als Bittsteller zu Ihnen — um es kurz zu machen: Sie sollen sich um mein neuestes Bild kümmern, das ich dieser Tage nach München zur großen Ausstellung schicke. Die Hänge-Kommission in allen Ehren! Ich habe ein paar Besten unter den Herren, und ich weiß, sie würden mir, da ich ja nachher keiner von den allerbesten neuen Malern bin, einen allenfalls leidlichen Platz geben. Ich aber will nicht bloß einen leidlichen, ich will einen sehr guten Platz für mein opus habere, und dazu sollen Sie mir verhelfen, mit Ihrem guten Namen, Ihrem Einfluß, Ihrer Freundschaft, Ihrer Verehrtheit — mit allen Mitteln, die Sie nur irgend auf Lager haben!

Nun denken Sie nur nicht, ich sei dem Größenwahn verfallen und bilde mir ein, seit Raffael's Tagen war's so etwas, wie mein Gemälde, noch nicht auf der Welt gewesen! Ganz so schlimm ist's nicht! Freilich bild' ich mir, biblisch gesprochen, auf dies Bild einiges ein, aber das gilt viel mehr dem Objekt, als meinem Nachwerk. Um Sie nicht länger auf die Folter zu spannen, ich habe Ihre liebe Schwägerin, die holde Hanna, gemalt, mit des gestrigen Gemäls Billigung, und ich hoffe, nun sehen Sie es ein, wenn ich Ihnen wiederhole: dies Bild verdient und beansprucht einen exzeptionell guten Platz!

Zum Dank für Ihre Gefälligkeit, lieber Cotta, will ich Ihnen auch Ihren letzten Brief mit seinen vielen Fragen — er datierte, glaube ich, von Anfang Dezember! — vernünftig beantworten ... eine Handlungsweise, die ich mir nur in äußerst seltenen Fällen gestatte!

Zuvor aber noch ein erklärendes Wort über das Bild.

„Madame unter dem Akazienbaum“ hab' ich es betitelt, und zwar auf ausdrücklichen Wunsch und Willen des „Meisters“ wie ich Ihren Bruder immer noch zu nennen liebe. Er wünschte, es solle just eine Magie sein — muß sich wohl eine besondere Erinnerung daran knüpfen, denn er und Frau Hanna tauschen einen Blick miteinander, während dieser Verabredungen, der eine derartige Vermutung nahe liegt. Ich habe dann das Bild — Lebensgröße bis zum Knie, bläulich getönter Hintergrund — in den Rahmen und die Akazie, die ich in Rom nicht aufzutreiben vermochte, aus dem Gedächtnis hinzugefügt, übrigens sehr zur Zufriedenheit des Meisters, wie ich freudig bekenne. Frau Hanna hat sehr brav geessen, der bambino, Paul Oswald, hat meistens geschlafen, von der weichen, sonnigen Luft müde gemacht — wir haben ein Wetter jetzt hier, wie es in Deutschland zur besten Zeit im Juli ist. Wenn aber der ragazzino gelegentlich seine wunderschönen blauen Augen — ganz die seiner Mutter! — aufgeschlagen hat, dann hab' ich mich doppelt eifrig über das Malen hergemacht. Er sitzt auf den Knien seiner Mutter, schön und ruhig, wie ein junger Cherub — aber mit ihr kann er's doch nicht aufnehmen! Dies Bild in dem süßen Gesicht — dies Lächeln — dieser tiefe, stille Blick, der so unendlich vieles zugleich verheißt und verspricht ... es ist einfach nicht zum Sagen! Für mich gibt es keine zweite solche Frau auf der ganzen Welt!

Der Meister sagt das auch — das heißt — er sagt es nicht eigentlich — aber das bedarf er auch nicht tun — man merkt es ihm auch so an! „Cotta und sein sprichwörtliches Glück“ heißt es jetzt wieder vielfach in unsern Kreisen hier in Rom. Sie haben eine entzückende Häuslichkeit, die beiden, sehen viel Besuch bei sich, gehen aber nicht häufig in Gesellschaft. Wozu auch? Wer so viel Liebe, Glück, Arbeit, Anregung daheim findet ... was soll der eigentlich noch auswärts suchen? In der Zeit, als Paul Oswald erwartet wurde, verbot sich das Ausgehen von selbst, jetzt ist es dabei geblieben. Gattin ist das schöne Haus in der Via Margutta sehr — ich gehe nicht nur zum offiziellen „Jour“, der allemal riesig belebt und interessant ist, hin, sondern auch sonst noch oft — es plaudert sich herrlich mit Cotta über Kunst und Künstler; Frau Hanna ist mitten drin, ganz in ihrem Element, sie wirkt tollfoll anregend, am meisten freilich auf ihren Mann. Jetzt hat er einen Mars geschaffen — in der ganzen modernen Plastik gibt es nicht seinesgleichen! „Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, steht das Bild vor dem entzückten Blick!“ sagt Schiller. Jeder soll ein Krieger und ein Gott! Es ist eine Lust, zu sehen, wie die höchsten deutschen Künstler stolz sind auf ihren

Cotta, wie sie ihn vergöttern — ich verstehe sich, oben! — Die Psyche steht übrigens im Atelier, er will sie durchaus nicht verkaufen, trotz verlockender Angebote — es ist eben auch eine Erinnerung für das Ehepaar! Sie reden nicht darüber — Frau Hanna sagt kaum jemals ein Wort über ihr Glück — vielleicht fürchtet sie, es zu „berufen“, aber sie geht einher, wie getragen von schmeichelnden, spielenden Wellen, die sie hoch heben über die Alltäglichkeit.

Ich werde poetisch — nicht wahr? Nun — die Sache will's eben!

Die „Psyche“ ist unsagbar schön! Sie verstrahlt schon damals in München sehr viel — Sie wissen! — aber seitdem ist einiges hinzugekommen, was sich freilich schwer mit Worten schildern läßt: vor allem ein unbeschreiblich reizvoller Ausdruck, ein Lächeln, süß und geheimnisvoll — es ist wunderbar, wie Cotta das herausgetrieben hat! Einmal sagte er: „Das war, als ich sie mit neuem Erbarmen musterte!“ Ein andermal: „Unser richtiger Brautstand kam erst im Ehestand, das könnte die Psyche da bezeugen!“

Aber Frau Hanna liebt solche Andeutungen nicht, sie sieht ihren Mann einen Augenblick an und schüttelt leicht abmahnend den Kopf; dann lacht er wohl, aber er schmeigt sofort. Unglaublich, wie sie ihn am Händchen hält! Früher dachte ich, sie sei verliebt, als er ... aber jetzt ist es umgekehrt, das merkt jeder, der den beiden näher steht! Rode immer liebt Ihr Bruder es außerordentlich, seine Gattin, ganz nach seinem individuellen Geschmack, schön und „stimmungsvoll“ zu kleiden — er wird nur ärgerlich, wenn jemand diese eigenartigen, von ihm entworfenen Toiletten nachahmt. Als ihm neulich ein spanischer Maler ziemlich deutliche Komplimente über seine schöne Frau machte, fuhr er ihn rauh an: „Denken Sie, ich wüßte das nicht? Die Leute sehen ja nur das, was um sie her ist! Wie schön, wie feinschön ist sie!“ — das weiß nur ich!

Er war den ganzen Abend neben Hanna, wie ein Geheißer, der seinen Schatz behüten muß — das Ehepaar ging auch früher fort, als die anderen! Wer das unsern Meister Cotta ge- sagte hätte, daß er noch einmal auf seine eigene Frau eifersüchtig sein würde!

Soeben kamen die Photographien meiner „Madonna unter dem Akazienbaum“ an — ich lüfte die beste für Ihre lebenswürdige Gemahlin aus und lege sie bei, mit vielen Grüßen — freize mich herzlich, daß es Frau Kitty und den beiden prächtigen Buben so wohl ergeht! Daß Ihre alte Freundin, Frau Alwine Erdmann, so rasch von dieser heimtückischen Influenza hingerafft worden ist, war für Cotta ein wirklicher Schmerz. Sie hatten immer noch gehofft, die brave Frau ein paar Monate in Rom als ihren Gast zu sehen. Wenn die heiße Jahreszeit kommt, gehe ich wohl mit Cotta in's Albanergebiet, an den Rioni — See oder noch höher hinauf. Menschen sieht mich schwerlich so bald wieder. Rom bleibt Rom, und Menschen wie Cotta's finde ich auch nirgend sonst auf der ganzen Welt!

Meine Schwester Elly, nach der Sie so freundlich fragen, schreibt keine humoristische Episteln aus Angst, wozu ihr Muth seit dem letzten Herbst verlegt worden ist. Elly's und mein brieflicher Verkehr beschränkt sich zu meist auf Ansichtspostkarten, auch an Frau Hanna schreibt sie nur selten. Es scheint ja, daß sie mit ihrem fidele Gatten zufrieden ist. Der Storch ist bereits zweimal dort eingetroffen, nicht ganz nach Elly's Wunsch, weil sie dadurch sehr am geistigen Verkehr gehindert wird. Onkel Meding zahlt gewissenhaft seine Zulage und sendet zu allen Geburtstagen ansehnliche Geldgeschenke.

Endlich wünschen Sie noch zu wissen, lieber Cotta, ob denn Ihres Bruders alte Freundin, die polnische Gräfin, mit der er auch in München so intim verkehrte, nicht wieder einmal in Rom aufgetaucht sei. Sie sagen, Frau Kitty habe Ihre lebenswürdige Schwägerin Hanna bereits mehrmals brieflich ob dieser Sache interpelliert, trotzdem Frau Cotta eine eifrige und gute Korrespondentin sei.

Ja, lieber Freund — irgend etwas ist da nicht richtig mit dieser polnischen Gräfin, so viel steht fest! Thatsache ist, daß sie während der letzten Jahre nicht in Rom in der Erscheinung getreten, daß sie aber auch noch nicht inzwischen mit Tode abgegangen ist. Schon diese beiden Fakta, nebeneinander gehalten, geben zu denken, denn in früheren Jahren konnte die Gräfin bei'sta thätlich nicht anders als in unmittelbarer Nähe Ihres Bruders, lieber Cotta, existieren, das wußte halb Rom! Nun, sie soll jetzt abwechselnd, bald in Lemberg, bald in Krakau, bald in Warschau ihr Wesen treiben, wie einer seiner Bekannten versichert, der in Polen eine verheiratete Schwester besitzt. Ich habe, offen gesagt, für diese exotische Pflanze nie besonders viel übrig gehabt — meinetwegen kann sie ihr Vaterland und dessen angrenzende Landschaften fernhin unsicher machen, ich glaube, hier vermisst sie niemand. Sie soll übrigens heillos alt und abgetaktet aussehen, trotz oder vielleicht wegen der extrabaganten, kostbaren Toiletten, die sie trägt. Es ist allemal schlimm, wenn eine Frau es nicht versteht, endlich mal mit Anstand alt zu werden!

Mit meinem Meister Cotta und dessen reizender Gattin muß die Gräfin wohl ganz zerfallen sein ... ne nennt einer von den beiden ihre Na-

men, und als ich es neulich einmal that und direkt nach ihr fragte — da entwand zuerst eine kleine Stille, dann legte mir Ihr Bruder die Hand auf die Schulter und sagte: „Lieber Maxi, wir, Hanna und ich, wissen nicht, wo die Gräfin lebt und wie es ihr geht, wir wollen es auch nicht wissen, und dazu haben wir unsere Gründe! Zu unserem Glück bedürfen wir dieser Frau nicht — ich hab' sie lange Jahre hindurch für meine beste Freundin gehalten, und die Beweise des Gegenteils waren mir kein erfreuliches Erlebnis. Fragen Sie uns nie wieder nach der Gräfin, und wenn es Ihnen möglich ist, so veranlassen Sie auch andere, uns mit ihren Erdkundigungen zu versehen. Hanna und ich sind fertig mit ihr, wir meinen ihr keine Thräne nach — was, mein Herrenloses Gut?“

So nennt Cotta sonderbarerweise seine Frau. Was er damit meint, weiß ich nicht, und er verweigert jede Erklärung. „Dürfen denn zwei Eheleute nicht ihr eigenes Geheimnis haben?“ fragt er lachend.

Wenn ein Geheimnis zwei Eheleute so glücklich macht, wie diese es sind, dann — in Gottes Namen — behaltet es für euch!

Vale, lieber Freund!
Zimmer der Ehre
Maximilian Rode.

Verhütete Narren.

Während der Kreuzzüge fanden die abendländischen Fürsten Gelegenheit, an den orientalischen Höfen zurechtzugehen und misgelaunten Menschen zu sehen, auf welche die Pfeile der Spottlust abgeschossen wurden. Nach der Rückkehr in die Heimat brachten sie die Herzen, diesen Brauch auch an ihren Höfen einzuführen. Die feinsinnigsten Franzosen wählten zu ihren Zeitvertreibern aber nicht wie die morgenländischen Fürsten Dummköpfe, die als Zielscheibe des Spottes dienten, sondern Personen, die sich als geistreiche Erzähler wie überhaupt durch bedeutendes Unterhaltungstalent auszeichneten. So wurden z. B. die französischen Hofnarren Brissac und Angeli als seine Hofmänner weltberühmt. Anders in Deutschland. Die deutschen Fürsten hatten in ihrer Nähe am liebsten lauffähige Leute, welche sie nach den Regierungsgeschäften durch ihre, wenn auch oft recht dicken Späße ergötzen. Trotzdem war auch in so manchem deutschen Hofnarren Scherz und Ernst gepaart, wie denn nicht wenige von ihnen einst würdigeren Stellungen bekleidet hatten.

So zum Beispiel waren verschiedene ehemalige Minnesänger, die, als das Leben auf den Burgen niedriger wurde, aus Noth an die Fürstenthöfe gingen, um als Lustigmacher ihr Brot zu verdienen. Die höfischen Dichter wurden zu Jodelnarrn, Söfgeden, Söfshoren, Schallnarrn, Tifschächten, kurzweiligen und lustigen Wästhern und wer weiß, welche Titel sie noch erhielten.

Zuerst soll des lustigen Raths Maximilians des Ersten, Kunz von Rosen, gedacht werden. Der Kaiser hatte sich an den witzigen Kopf so gewöhnt, daß er nicht ohne ihn zu leben vermochte, wie denn auch Kunz nach des Kaisers Tode hinfiedte und bald darauf starb. Die Unhänglichkeit des Narren an seinen kaiserlichen Herrn war so groß, daß er selbst sein Leben für ihn einsetzte. Als Maximilian von den Niederlanden aus Frankreich belagerte, hatte er bekanntlich auch einen schweren Stand gegen seine rübrübrigen Unterthanen, die ihn durch List in die Stadt Brügge lockten und ihn dafelbst drei Monate lang gefangen hielten. Trotzdem verschiedene Getreue, die den Kaiser besannen, wollten, ihr kühnes Vorhaben mit dem Tode büßen mußten, erbot sich Kunz von Rosen doch, seinen Herrn zu retten. Der Plan scheiterte; übrigens wurde Maximilian bald darauf durch einen Heereszug seines Vaters Kaiser Friedrich des Dritten und der deutschen Fürsten befreit. Die treue Hingebung Kunzens aber verband ihn zeitlebens mit seinem Herrn aufs Innigste. Als dieser Kaiser geworden war und seinem lustigen Rath die stete Ehre in seiner Kasse klagte, meinte dieser: „Wenn du nicht bei Kasse bist, lieber Maxi, so mache mich zu einem Amtmann. Dieser wird von lauter Bestechungen reich und stiehlt noch die Hälfte von dem, was dir gehört, dazu!“ Diese Antwort machte den Kaiser stutzig, und viele seiner Beamten mußten ihre Stellung aufgeben, da ihre Untreue erwiesen wurde.

Die Kurfürsten von Sachsen hatten ihren groben Klaus von Ransstädt, den sogenannten Klaus Narren. Er lebte zuerst am Hofe Friedrichs des Weisen und war auf sonderbare Weise dahin gekommen. Als der Kurfürst mit seinem Gefolge einst das Dorf Ransstädt bei Meißen passierte, war Klaus, eines armen Bauern Sohn, auf der Gänseweide. Er hätte den kurfürstlichen Trost gar zu gern gesehen, mochte aber auch seine Gänse nicht im Stich lassen. Kurzerhand griff er eine nach der anderen und steckte sie mit dem Halse durch seinen Gürtel. Wäffig auf den Stab geleht, ließ er den Zug herankommen. Den Kurfürsten amüsierte der Bauernbuschhändler, und er erbot sich ihn von seinem Vater. Da Klaus auch sonst nur Verrücktheiten machte, willigte dieser gern ein, um so mehr, als ihm der Kurfürst für die erworbenen Gänse 20 Gulden schenkte. Von diesem Klaus werden unzählige Scherze erzählt, und wie hoch man ihn

schätzte, geht de s herbor, daß er bei der Teilung Sachsens mit 80,000 Thaler angerechnet wurde.

Der berühmteste oder besser bekannteste Hofnarre war jedenfalls der Zwerg Berkeo am Hofe des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz, dessen hölzernes Stabbild noch heute im Keller des Heidelberger Schlosses zu sehen ist. Berkeo, im Dürst riesengroß, soll täglich nicht nur zwölf Pfaffen Wein vertilgt haben, sondern auch sonst ein abschreckendes Beispiel der Völlerei gewesen sein; das galt ihm, als That der Selbstbefreiung aus des Daseins nicht'gen Schranken.

Unter die Hofnarren rechnet man auch Taubmann, Gundling und Abau. Friedrich Taubmann, in Franken als Sohn eines Schusters geboren, war Professor der Wittenberger Universität. Was ihn in den Augen seiner Mitwelt zum Hofnarren machte, war der Umstand, daß ihn der Kurfürst öfters zu Gast lud, damit er in seiner witzigen Weise zur Unterhaltung der Gäste beitrug. Er war von heiterer Natur, auch wenn es ihm nicht sonderlich gut ging. So meinte er u. a.: „Ich habe genug, denn ich habe so viel, als ich donnöthen habe. Gibt mir Gott keinen Frankenwein, so giebt er keinen Fischwein; giebt er auch den nicht, so giebt er Fischwein; giebt er keinen Fischwein, so giebt er Rind (ein wittenbergisch Bier); giebt er keinen Rind, so giebt er Fisch; ist kein Fisch da, so ist — Gottlob! — noch Wasser in der Elbe; das ist mein gewisser Trank. Dieses Fisch-ier ist mein täglich Fischbier.“

Jacob Paul Gundling war im Anfang des 18. Jahrhunderts Professor der Rechtswissenschaft und Geschichte an der Altschule zu Berlin. 1713 ernannte ihn Friedrich Wilhelm der Erste mit dem Titel eines Hofraths zu seinem Zeitungsreferenten und Historiographen; doch gleich die Rolle, die er am Hofe spielte, da er sich im Teatalkollegium in der Trunkenheit zu vielen rohen Scherzen mißbrauchte, mehr der eines Hofnarren. Um den Gelehrtenstand zu verhöhnen, ernannte ihn der König zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, übertrug ihm hohe Hof- und Staatsämter und erhob ihn in den Freiherrnstand. Er starb 1831 in Potsdam und wurde zu Bornstedt in einem Weinsäß begraben.

Abau, ein Schlesier, kämpfte unter dem Großen Kurfürsten und seinem Sohn. Wegen eines Duells schied er aus dem kurburgischen Kriegsdienst und folgte seinem Gönner, dem Feldmarschall von Schöning nach Sachsen, wo er durch seinen Witz und seine lustigen Streiche die Gunst Augusts des Starren gewann und rasch General wurde. Er starb als Kommandant des Königsheims 1733. Ein gerader Charakter, haßte er alle Schmeichelei und rügte begangene Fehler mit größter Freimüthigkeit; am meisten ließ er indessen die Geißel seines dicken Welses die adelstollen Hofsleute fühlen. Obwohl er dem ganzen Hofe zur Belustigung diente, verstand er doch sein moralisches Ansehen zu behaupten.

Diese kleine Auslese zeigt zur Genüge, daß viele der Hofnarren gelehrte und tüchtige Männer waren, und gar mancher von ihnen hat sich in der Literatur einen Denkstein gesetzt oder wurde doch ehrenvoll erwähnt, so Kunz von Rosen im „Theuerbänk“ und „Weisthüm“. Gundling hat das Leben seines Gönners Friedrich des Ersten geschildert und weitwichtige Werke über die brandenburgisch-preussische und europäische Geschichte geschrieben ufm. Nur einer ließ sich für schreiben und hat in der That einen vorzüglichen Biographen gefunden in dem fruchtbarlichen Schöffel, und das war der Zwerg Berkeo, am Heidelberger Hof.

Bauernland in Russland.

Etwa 80 Prozent der russischen Bevölkerung gehören dem Bauernstande an. Und die russischen Bauern leiden am Nothwendigsten Mangel, sie hungern geradezu, wie die Kosaken in einem Artikel, der zum schleimigen Friedensschlusse mahnt, hervorgerufen. Das unsägliche Elend, das seit Jahrzehnten schon auf dem russischen Landvolk lastet, und das durch den unseligen Krieg seinen Höhepunkt erreicht hat, ist die Ursache der Bauernunruhen, die immer mehr an Umfang zunehmen und die den Staat, dessen Grundfesten längst schon erschüttert sind, in den Abgrund der wilden Anarchie zu stürzen drohen. Im Hin- und Herwanken auf diese furchtbare Gefahr, die dem russischen Staatswesen droht, ist der nachfolgende Artikel eines genauen Kenners der russischen Verhältnisse von besonderem Interesse:

Russland hat seit dem letzten russisch-türkischen Krieg beständig und mit Erfolg an der Erweiterung seiner äußeren Macht gearbeitet; im Innern sind die Zustände immer trüber geworden. Das Geld hat man aus dem Saule nach Ostasien geschleppt, infolgedessen derjenige Theil der Bevölkerung, in dem man die eigentliche Kraft des Reichthums sah, an den Bettelstab gerieth. Niemand gibt sich noch Mühe, dies in Worte zu stellen. Bis zur Mitte der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts galt es für eine Art von Vaterlandsverrat, wenn man über den Verfall der russischen Landwirtschaft sprach, man erkannte allenfalls einen Nothstand an, aber einen fortschreitenden, unaufhaltamen

inneren Verfall wollte man nicht zugeben.

Graf Leo Tolstoi gehörte zu den Ersten, welche die verzweifelte Lage der Landwirtschaft öffentlich schilderten und dem Wahne ein Ende machten, als handle es sich um ein vorübergehendes Mißgeschick. Mit allem Freimuth betonte der alte Bauernfreund, daß der Niedergang des russischen Ackerbaues der geistigen und sittlichen Verwilderung und Verwilderung des Adels- und Bauernstandes zuzuschreiben sei, daß die Schuld an den Menschen und nicht an der Scholle liege. Jetzt finden sich auch in der national-russischen Presse häufig Schilderungen, die rücksichtslos das Elend der beiden Stände darlegen.

Es ist dabei schwer zu entscheiden, wen die größere Schuld trifft. Um verarmten Geknehten aus den Gouvernements Smolensk, Kijau und Simbirsk wirtschaftlich aufzuhelfen, wies die Regierung im Jahre 1848 169 abgaben Familien je dreißig Dekjatinen Land an und unterstellte sie auch mit barem Gelde. Sie hat mit ihrem guten Willen wenig Glück gehabt. Ein Beamter des landwirtschaftlichen Ministeriums, der mit der Revision dieser Majorate beauftragt war, schildert, was aus ihnen bereits nach fünfzig Jahren unter der zweiten Generation geworden ist.

Als er sich zu diesen Majoraten begab, durchfuhr er zuerst in trefflicher Kultur stehende Bauernländereien mit mehr oder weniger blühenden Dörfern. Raum hatte er aber adeliges Land betreten, so änderte sich das Bild mit einem Schlag. Die Felder waren völlig verwahrloßt, die Häuser im Zustande des Verfalls und die Menschen selbst abgerissen und verelendet. Mit der Landwirtschaft nur wenig oder gar nicht vertraut, trieb sich die überwiegende Mehrheit der Geknehten auf den Gütern herum, die sie verpachtet hatten, ohne von der Pacht leben zu können.

Von 169 Majoraten werden gegenwärtig nur noch 58 von ihren Besitzern selbst verwaltet. Die Armut — so fügt das amtliche Organ des Ministeriums dem Berichte zu — ist mit der Verwilderung gepaart. Viele der Majoratsbesitzer sind Analphabeten; sittliche Verkommenheit, Trunksucht, Spielwuth, Proceßsucht sind an der Tagesordnung. Sehr oft kommt es vor, daß sie ihr Land gleichzeitig an mehrere Personen verpachten — nur um zunächst ein doppeltes Handgeld herauszuholen! Und das find — so ruft das Blatt aus — Handlungen von Nachkommen der berühmtesten Geschlechter, die einst im Rate der Zaren den Herrschern Russlands nahestanden.

Ebenso traurig ist es mit dem Bauernstand bestellt. Wo der Bauer Pächter ist und für sich selbst wirtschaftet, ist er noch einigermaßen obenau; wo er aber unter dem leibigen Kommunalismus steht, wo das Land der Gemeinde gehört, steht er in ganz Rußland am Rande des Abgrundes und führt ein jammervolles Leben.

Unlängst hat ein früherer Adelsmarschall namens Beschelow ein zweifelhafte Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit geschriebenes Buch über die wirtschaftlichen Verhältnisse Russlands herausgegeben. Er beweist darin ziffernmäßig den Niedergang des Ackerbaues. Niederstimmend ist das Bild, das er vom russischen Bauern entwirft.

Der zeitgenössische Bauernhof in den zentralen Gegenden Russlands — sagt der Verfasser — hat ein sehr trübes Aussehen: eine kleine, meist vertrocknete Hütte, in der die infolge schlechter und nicht ausreichender Nahrung degenerierte Bauernfamilie nicht lebt, sondern vegetirt, eingehüllt in schlechte, dünne Zigaretten, ein Halbzehn und ein paar Filztüfel müssen für die ganze Familie herhalten. Als Beistelle dient eine nackte Bank, das Kopfkissen erhebt ein zusammengeklammerter Rod oder Zibjode, eine Decke, die man sich unterlegen, oder mit der man sich zudecken könnte, fehlt. Ein Absatz von Wasser mit einer geringen Beigabe von Sauerlath, Karloffeln, Hirsebrei und Schwarzbrot bildet die gewöhnliche Nahrung der Bauern, als Getränk hat er eine unappetitliche Einsäuerung von Roggenmehl in Wasser, angeblich ein Schutzmittel gegen Scharbot. An Fleisch, Fett und Hanf kann der Bauer nur drei- oder viermal im Jahre an großen Festtagen denken. Abends brennt in der Hütte eine Petroleumlampe, meist ohne Einsender. Das Hausgeräth ist äußerst dürftig und bis auf einen verschwindenden Bruchtheil zusammengekauert.

Kein Wunder, wenn die Bevölkerung unter solchen Umständen degenerirt und wenn die statistischen Angaben des Kriegsministeriums über die Ergebnisse der Rekrutenaushreibungen immer unerfreulicher werden. Die Bauern haben, um ihre Steuern bezahlen zu können, ihr Eigentum hingegeben und alles verkauft, was sie nur irgend verkaufen konnten. Jetzt ist bei ihnen nichts mehr zu holen, und wenn einmal ein paar Kopfen einkaufen, so werden sie schleunigst betrunken, damit sie nicht dem Steuereintreiber in die Hände fallen.

Eine Verschlimmerung der Vermögensverhältnisse der Bauern ist nach Beschelew nicht mehr denkbar. Das wissen die Leute, und sie sind deshalb gleichgültig geworden gegen Mißtheure, Jagdschlag und selbst gegen die landesüblichen Feuerbrünste. Was sie erlitten könnten, würde ihnen abgenommen werden, und vor dem direkten Verhungern blieben sie lieber bewahrt.